

BUCHKULTUR

Was dem elektronischen Buch alles abgeht

Man muss keinen absoluten Gegensatz zwischen gedruckter und digitaler Wissensvermittlung konstruieren. Aber ein paar Vorbehalte gegen Letztere sind schon angebracht. Michael Hagner untersucht in einer glänzenden Studie das Schicksal des Buchs und der Geisteswissenschaften.

VON ANDREA ROEDIG

Nicht jedermann liebt Bücher. Die Kritik am zwischen zwei Pappdeckeln ruhenden Wort ist so alt wie der Buchdruck selbst – das unter anderem zeigt der Wissenschaftshistoriker Michael Hagner in seinem Rundumschlag «Zur Sache des Buches». Zunächst zeichnet er das Bild eines schon alten Kulturkampfes zwischen den Verfechtern des Gedruckten und bücherhassenden Technikeuphorikerinnen. In den sechziger Jahren hatte Marshall McLuhan prophetisch das «Ende der Gutenberg-Galaxis» ausgerufen, und die Entwicklung der digitalen Technologien scheint ihm und all denjenigen, die insgeheim immer schon auf eine Befreiung von den Begrenzungen des Buchs hoffen, recht zu geben.

Hagner selbst schlägt sich nicht eindeutig auf eine der Seiten – pro Netz, gegen das Buch oder umgekehrt. Er will abwägen, lässt sich sehr weit aufs Digitale und seine Möglichkeiten ein, um die derzeitige Lage des Buchs, genauer gesagt des geisteswissenschaftlichen Buchs, zu befragen. Das hat eine gewisse Dramatik, denn im Gegensatz zu den Natur- und Technikwissenschaften hängen die Geisteswissenschaften an der Monografie als ihrer wesentlichen Ausdrucksform. Der Niedergang des Buchs wäre zugleich auch einer der Geisteswissenschaften in der Form, wie wir sie kennen.

Im Wissenschaftsbetrieb haben sich in den letzten Jahrzehnten der kurze Journalartikel sowie die Digitalisierung und Onlineverwaltung von Texten extrem schnell und schlagkräftig durchgesetzt. Erkenntnisse soll-

ten frei zugänglich sein – das ist die Idee, und sie klingt gut. Was Hagner im zentralen Kapitel seiner Untersuchung über Open Access in diesem Bereich schreibt, kann einem jedoch eine Gänsehaut über den Rücken jagen. Denn er zeigt – akribisch recherchiert –, wie das, was als Demokratisierung des Wissens verkauft wird, zur gnadenlosen Geschäftemacherei einiger zu Megakonzerne mutierter Verlage verkommen ist, wobei die Geisteswissenschaften in Konkurrenz zu den Science-Technology-Medicine-Publikationen überhaupt kein Land mehr sehen.

Fürstlich bezahlte Verlage

Digitalisierung macht das Publizieren nicht billiger, im Gegenteil. Die Wissenschaftsverlage treiben die Preise masslos in die Höhe und lassen sich ihre Onlinejournale von Autorinnen und Abonnenten fürstlich bezahlen. Die Gewinnspanne des Verlagsgiganten Elsevier, so steht es trocken bei Hagner, sei mittlerweile grösser als die des Erdölkonzerns Exxon Mobil. Fette Zuwächse stehen weiter in Aussicht, da sich die Zahl der wissenschaftlichen Publikationen alle fünfzehn Jahre verdoppelt. Das hehre Ideal des Open Access verkümmert, so Hagner, durch die Gier einer heiss laufenden Wissensindustrie genauso wie durch die Bevormundung staatlicher Förderinstitutionen, die mittlerweile zur raschen Onlinepublikation von Forschungsergebnissen verpflichtet, womit sie



Dieser Geruch, dieses Knistern der Seiten: Bücher. FOTO: URSULA HÄNE

einigen Schaden anrichten. Auch der Schweizerische Nationalfonds (SNF) und der österreichische Wissenschaftsfonds FWF bekommen bei Hagner ihr Fett weg.

«Zur Sache des Buches» öffnet ein ganzes Universum. Auch wenn das Thema Wissenschaftspublikation sehr speziell ist, erfährt man viel über generelle Veränderungen und nationale Eigenheiten im Verlagswesen, die goldenen Zeiten des Buchs, die Bildungs- und Lesekulturen, die Mechanismen des Informationskapitalismus. Als grundsätzlicher Einwand Hagners gegen das Digitale bleibt vor allem im Gedächtnis, was er als den «chromosomalen Schaden» von E-Book und Open-Access-Publikationen bezeichnet: Sie sind «jederzeit lokalisierbar, beobachtbar und tilgbar». Wer weiss, was die grossen Verlagskonzerne anstellen, um Gewinne zu maximieren, wird ihnen und dem World Wide Web als unbegrenztem Lieferanten und Speicher von Wissensinhalten nicht mehr so ganz vertrauen.

Wie ist es nun aber um das gedruckte Buch bestellt? Hagner bleibt hier vorsichtig. Für viele Formen des Lesens, für rasches Überfliegen, Scannen, Sichorientieren sei die digitale Form genau richtig. Doch das hochkomplexe analytische Lesen, ein Lesen «mit zarten Fingern und Augen», wie Nietzsche es nannte, gelinge am angemessensten immer noch mit dem gedruckten Wort. Gedankliche Sorgfalt braucht die Zeitverzögerung durchs Papier, und sie profitiert auch – so mutmasst Hagner –

von der Einheit und der «physiognomischen Individualität» des Buchs.

Gründlichkeit braucht Zeit

Ohne in kulturpessimistische Klage zu verfallen, hat Hagner ein starkes Plädoyer zugleich für das Buch und die Geisteswissenschaften verfasst. Denn diese artikulieren sich wesentlich über das gründliche Verfassen und Lesen von Texten. Das braucht Zeit. In dieser Langsamkeit, in der Sorgfalt des Gedankens – im guten Buch also – liegt ein Widerstandspotenzial gegen die rasche Ökonomisierung des Wissens.

Hagners Buch geht da mit gutem Beispiel voran. Denn es ist exzellent geschrieben, es ist klug, dicht, gut recherchiert und bewusst komponiert. Es enthält auch genau jenen typischen Schuss artistischer Eleganz, der den bibliophoben ZeitgenossInnen schon immer ein Dorn im Auge war. Wer sich für den Zusammenhang von Verlagswesen, Wissenschaftsentwicklung und Digitalisierung interessiert, sollte dieses Buch lesen. Am besten auf Papier.



Michael Hagner: «Zur Sache des Buches». Wallstein Verlag, Göttingen 2015. 280 Seiten. 23 Franken.

KUBANISCHES KINO

«Die Revolution kommt nicht vom Arsch her»

Mehr als Erdbeeren und Schokolade: Zwanzig Jahre nach dem Welterfolg von «Fresa y chocolate» zeigt das schwulesbische Filmfestival Pink Apple ein kleines Spezialprogramm zum Thema «Queer Kuba».

VON GERI KREBS

Der Literaturstudent David geht mit seiner ersten Liebe Vivian in ein schäbiges Stundhotel. Vivian ist darob nicht erfreut: «Statt wie versprochen ins Kino, bringst du mich hierher – du bist wie alle Männer, es geht dir nur um Sex.» Nach kurzer Auseinandersetzung sieht man Vivian in einer nächsten Szene als Braut an ihrer prunkvollen Hochzeit – mit einem Ausländer. David hingegen entwickelt eine platonische Freundschaft zum schwulen Schriftsteller Diego.

So beginnt der Film «Fresa y chocolate» (1993, «Erdbeeren und Schokolade») von Tomás Gutiérrez Alea und Juan Carlos Tabío. Gespielt wurde Vivian in der damals 23-jährigen Marilyn Solaya in ihrer ersten Kinorolle. Inzwischen hat die Absolventin von Kubas nationaler Kunstschule Instituto Superior de Arte (ISA) ins Regiefach gewechselt. In ihrem ersten Kinospielefilm «Vestido de novia» erweist sie jetzt, zwei Jahrzehnte später, jenem Meilenstein des kubanischen Kinos die Reverenz.

«Ich hätte nie erwartet, so einen Film in diesem Land sehen zu können», sagt Rosa Elena (Laura de la Uz), die Hauptfigur in «Vestido de novia», nachdem sie mit ihrem Mann im «Payret» war, Havannas grösstem Kino. Und der Film, der sie zu Tränen gerührt hat, war eben «Fresa y chocolate».

Wie viele andere Menschen damals ist Rosa Elena überwältigt von der Geschichte der Freundschaft zwischen David und Diego, einer Freundschaft, die nicht sein darf. «Weil

die Revolution nicht vom Arsch her kommt», wie David zur Antwort bekommt, als er einen Jungfunktionär und Zimmergenossen fragt, warum ein Schwuler eigentlich kein guter Revolutionär sein könne.

Gewaltbereite Schwulenhasser

Derartige Exemplare homophober Idioten gibt es nun in «Vestido de novia» gleich mehrfach – und im Gegensatz zum früheren Jungfunktionär sind sie auch bereit, ihren Ansichten brutal Nachdruck zu verleihen. Einer dieser gewaltbereiten Schwulenhasser, der korrupte Parteiführer und oberste Chef einer Baubrigade, wird brillant von Jorge Perugorria verkörpert, der damals in «Fresa y chocolate» den Diego gespielt hat. Ein anderer Gewalttäter, der Materialchef der Baubrigade, ist von einem kubanischen Kritiker so charakterisiert worden: «Menschen wie ihn gibt es in Kuba leider im Überfluss: Heuchler ohne jegliche ethische Prinzipien, zu allem fähig ausser zu Mitgefühl.»

Zeitlich ist «Vestido de novia» (was sich doppeldeutig übersetzen lässt: «Brautkleid» und «Mann, als Braut gekleidet») im Jahr 1994 angesiedelt. Damals kam «Fresa y chocolate» in die Kinos, aber es war auch das Jahr, als es angesichts von Hunger, Repression und Ausichtslosigkeit an Havannas Uferpromenade Malecon zu schweren Zusammenstössen zwischen demonstrierenden Unzufriedenen und

einer durch regimetreue Schlägertrupps verstärkten Polizei kam. Diese Unruhen, die als «Maleconazo» in die Geschichte eingingen, sind in Kuba bis heute weitgehend tabu, doch Marilyn Solaya hatte den Mut, sie in «Vestido de novia» in einer kurzen Szene ins Geschehen einzubauen.

Es ist das erste Mal, dass diese traumatische Episode in einem kubanischen Spielfilm angesprochen wird, aber es gibt in «Vestido de novia» noch andere «erste Male». So ist es der erste Spielfilm aus Kuba, in dem es um Transsexuelle geht – und es ist seit den Zeiten der 1974 verstorbenen Sara Gomez («De cierta manera») auch der erste lange Spielfilm, der in Kuba von einer Frau realisiert wurde, oder genauer gesagt: «Von einer Kubanerin, die jener Generation angehört, die mit einem feministischen Diskurs aufgewachsen ist», wie Produzent Carlos de la Huerta in einem Interview am Filmfestival von Havanna präziserte, wo der Film den Publikumspreis erhielt.

Wie man den Körper konstruiert

Hervorgegangen ist «Vestido de novia» aus dem Dokumentarfilm «En el cuerpo equivocado» («Im falschen Körper»). Darin hatte Marilyn Solaya 2010 die Transsexuelle Mavi Sus-

el porträtiert, den ersten Menschen, der sich 1988 in Kuba vom Mann zur Frau hatte umoperieren lassen. Mavi Susel hat in «Vestido de novia» selbst eine kleine Nebenrolle als Krankenschwester in der Geburtsabteilung eines Spitals. Dorthin wird Rosa Elena von ihrem ahnungslosen Mann geschickt, um Abklärungen wegen ihrer Kinderlosigkeit zu treffen. «Vestido de novia» sei ein Film «über den sexuellen Körper der kubanischen Nation», sagt Marilyn Solaya. Und sie fährt fort: «Er erzählt davon, wie man diesen Körper konstruiert und welches der Preis ist, Frau zu sein, und welches der Preis ist, Mann zu sein in diesem Land.»

Wie hoch dieser Preis ist, zeigen drastisch auch zwei weitere neue Spielfilme aus Kuba, die sich am schwulesbischen Filmfestival Pink Apple als düstere Schwulendramen im Geiste eines Rainer Werner Fassbinder präsentieren: «Verde verde» vom 81-jährigen Enrique Pineda Barnet, dem gefeierten Koautor des Klassikers «Soy Cuba» (1964), und «Chamaco» von Juan Carlos Cremata.

Es gibt in diesem Film viele «erste Male», viele gebrochene Tabus.

Pink Apple: 29. April bis 7. Mai in Zürich, 8. bis 10. Mai in Frauenfeld. Programm: www.pinkapple.ch. Marilyn Solaya und Juan Carlos Cremata werden ihre Filme am 4. und 5. Mai persönlich in Zürich vorstellen.